

Trauerrede für Lutz Niethammer

*26. Dezember 1939 in Stuttgart, †29. Juli 2025 in Berlin

Bernd Weisbrod, Alt-Schöneberg, 14. August 2025

Wir sind hier zusammengekommen, um Lutz Niethammer die letzte Ehre zu erweisen. Er starb am 29. Juli, eineinhalb Jahre nachdem er sich von seiner Frau Regina Schulte für immer verabschieden musste. Er starb, liebevoll betreut von seinen Töchtern und seinem engsten Freundeskreis, friedlich und still, und am Ende erschöpft, wie es mir schien, von den Mühen des Alters, den inneren Abschieden und den letzten gedanklichen Höhenflügen. Es war still um ihn geworden nach einem gar nicht so stillen Gelehrtenleben, das ihn unermüdlich weiter getrieben hat, von Heidelberg über die neuen Universitäten im Revier bis nach Jena, wo er seit der Wende gewirkt hat, mit zahllosen Umwegen ins Ausland, zu viele, um sie hier aufzuzählen. Er hat das aber nie als „Umweg“ verstanden, im Gegenteil. Er war dauernd unterwegs, überall mit neuen Projekten, neuen Freunden, neuen Ideen, auch mit neuen, am besten extravagantesten Autos, seinen eigentlichen „Denkfahrzeugen“. Er war hartnäckig bei der Suche nach neuen Zugängen zur Erfahrungs- und Erinnerungsgeschichte in den Umbrüchen der deutschen Zeitgeschichte. Wie ein „peripatetischer“ Denker im aristotelischen Sinne, der seine Gedanken in Bewegung und mit immer neuen Gesprächspartnern entwickelt. So haben wir ihn alle erlebt: als diskursiven Menschenfreund, begnadeten Erzähler und ungeheuer gelehrten Intellektuellen.

Deshalb stehen wir heute an seinem Grabe mit Bewunderung und Ehrfurcht vor einer Lebensleistung, die für mehr als ein Gelehrtenleben – und für mehr als einen Freundeskreis – gereicht hätte. Als ich ihn in meinem ersten Semester in Heidelberg kennenlernte, das ist jetzt schon 60 Jahre her, war Lutz studentische Hilfskraft bei Hans Mommsen, der wiederum Assistent bei Werner Conze war. Er trug damals schon Krawatte und rauchte Pfeife, und war jedenfalls habituell kein 68er. Aber er überraschte alle mit seiner klugen und mutigen Analyse der NPD als „angepasster Faschismus“ und legte Conze eine Dissertation über die Entnazifizierung in Bayern vor, die diesem schon aus persönlichen Gründen verdächtig sein musste. Es ging schon damals um die Folgen und Anpassungsleistungen der „nachfaschistischen Volksgemeinschaft“, wie Lutz das gelegentlich nannte. Kein Wunder, dass die Dissertation erst zehn Jahre später unter dem Titel *Die Mitläuferfabrik* zu einem Erfolg wurde – und bis heute oft missverstanden wird. Es ging ihm ja nicht nur um die gescheiterte politische Säuberung, sondern auch damals schon um die „biographische Illusion“ von Lebensläufen überhaupt, insbesondere in den politischen Umbrüchen der deutschen Zeitgeschichte.

Rückblickend kann man sehen, wie er diese Themen übertragen, ausgebaut und verwandelt hat, als er ins Ruhrgebiet kam, und sich dort als Professor in Essen und Hagen eine ihm völlig fremde Welt erschloss. Die alliierte Besatzungspolitik blieb weiter im Fokus, aber im Austausch mit den neuen Freunden aus dem Revier entstand ein tiefes Interesse an der Arbeiterschaft, dem „Volk“ des Reviers, einem Milieu, das damals gerne als widerständig wahrgenommen wurde. Am Ende bescheinigte er aber auch der Arbeiterschaft des Reviers eine gewisse Ambivalenz, nicht nur gegenüber dem „Dritten Reich“, sondern auch gegenüber den basisdemokratischen Versuchen, dessen Hinterlassenschaft durch „Antifa-Ausschüsse“ entgegen zu treten, ein Versuch, der bekanntlich misslang. Der sprichwörtliche „rote Opa aus Gelsenkirchen“, der damals von den entstehenden Geschichtswerkstätten gerne idealisiert wurde, löste sich dann in dem ersten großen Oral-History-Projekt zur „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet“ endgültig in der Vielzahl der gelebten Widersprüche vor Ort auf. Das nannte er ganz postmodern den „Enttypisierungsschock“! Wie in dem selbst-ironischen Titel aus einem Interview: „Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schief gegangen ist“! Lutz hatte nicht nur methodisch von der englischen History-Workshop-Bewegung gelernt, er hatte auch eine Rettung des „Volksbegriffs“ aus der nationalsozialistischen – und später sowjetischen – Kontamination im Sinn: „*The people*“ oder „*popular culture*“ waren in diesem Verständnis unbelastete Begriffe, die eine verschüttete Erfahrungswirklichkeit aufschließen sollten, jenseits aller „Volksgemeinschafts“- und Wirtschaftswunderideologien. Etwa die Unterscheidung in „gute“ und „schlechte“ Zeiten nach Uli Herbert, die „halb-offene Familienstruktur“ nach Franz Brüggenmeier oder die multiple Erfahrung weiblicher „Privat-Wirtschaft“, über die er selber mit einem gewissen Vergnügen geschrieben hat. Aus diesem Kontext sind zahlreiche Dissertationen zu verschiedenen Themen hervor gegangen, die bis heute Standard sind. Alle seine Assistentinnen und Assistenten hatten später Professuren, worauf er bis zum Schluss ziemlich stolz war. Einige starben allerdings zu früh wie Detlev Peukert und Michael Zimmermann.

Das Ruhrgebiet hatte es ihm wirklich angetan. Er begegnete den „Eingeborenen“ – wie später den Arbeitern von Eisenhüttenstadt – mit jener Mischung aus Befremdung und Vertraulichkeit, die dem geradezu ethnologischen Verfahren der Oral History zugrunde lag. Dort war er in seinem Element, als genialer Vordenker und Manager, mit außerordentlichem Erfolg, zum Beispiel mit dem Konzept für die „Industriekultur“ als historischem Bewusstseinsprozess, dem Ulrich Borsdorf mit dem Ruhrmuseum auf der Zeche Zollverein ein „Denk-Mal“ gesetzt hat. Sehr erfolgreich war auch die populäre „Einladung zu einer Geschichte des Volkes in NRW“, die er mit all seinen Freunden – und Unterstützung aus der Staatskanzlei – unter dem von Rosa Luxemburg entlehnten Titel vorgelegt hat: „Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst“. Er meinte das ernst. Dieser Niethammer lag in allen Bahnhofsbuchhandlungen aus!

Das Kulturwissenschaftliche Institut in Essen war sein liebstes Kind. Das war die Rolle seines Lebens. Aber er hat die gelebte Umwelt nie aus den Augen verloren, dafür sorgte schon Dorothee Wierling, die genau wusste, wie die einfachen Leute vor Ort lebten und wohnten. Deshalb verdanken wir ihm auch zahlreiche Studien über die Arbeiterwohnungsfrage und die – in seinen Worten – „defiziente Urbanität“ im Revier. Gleichwohl hat er den Blick für die größeren Zusammenhänge nie verloren. Ein gutes Beispiel dafür ist seine „Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland“, die

er – wieder zusammen mit seinen Leuten – aus Studienbriefen der FernUniversität zusammenstellen ließ, als Gegenentwurf zu den gängigen politischen Nationalgeschichten. Ich war selbst ein Jahr lang sein Vertreter in Hagen und weiß, wie rastlos seine Assistenten gleichzeitig an ihren eigenen Sachen arbeiteten. Die produktive Unruhe, die Lutz vorlebte, war auch für sie die Voraussetzung für das intellektuelle Risiko, den großen Sprung in neue Aufgaben.

Noch vor der Wende gelang es ihm, dem Staatsratsvorsitzen der DDR eine Genehmigung für das große Oral-History-Projekt in der Endkrise der DDR abzurufen, indem Johannes Rau in den Räumen der Villa Krupp an dessen staatsmännische Eitelkeit appellierte. Einfach genial! Dorothee Wierling und Alexander von Plato sind berufener als ich, davon zu berichten, wie die „volkseigene Erfahrung“ unter Aufsicht und in Begleitung von DDR-Kolleginnen und -Kollegen erhoben wurde. Ich fand spektakulär, wie deutlich die pragmatische Desillusionierung und ideologische Ambivalenz in der „arbeiterlichen Gesellschaft“ der DDR zur Sprache kam. Früher hatte Lutz, zur Verwunderung seiner konservativen CDU-Freunde aus der Heidelberger Zeit, die ihn später in Thüringen unterstützten, eine Bi-Nationalisierung der beiden deutschen Staaten diagnostiziert. Jetzt fand er einen „Generationenbruch“, weil die „strategische Generation“ der sozialen Aufsteiger in der frühen DDR, die den Exodus der bürgerlichen Funktionseliten kompensieren mussten, für die nachfolgenden Kohorten der Konsumsozialisten keinen Innovations- und Aufstiegsraum mehr gelassen hatten. Insgesamt war Lutz aber – schon wegen seiner privaten Erfahrung – eher skeptisch mit allgemeinen Generationsannahmen. Er spürte der deutschen Obsession nach, die Generation als „letzten Gemeinschaft“ aufzurufen, wenn alle anderen Identitätsversprechen wie Nation, Religion usw. gescheitert waren. Seine Frage: „Sind Generationen identisch?“ konnte er umso weniger mit Ja beantworten, als er auf der individuellen Erfahrung seiner historischen Subjekte bestand, gerade wenn sie vom großen „Wir“ sprachen. In seiner Antrittsvorlesung in Jena und in seiner Monografie über die „kollektive Identität“ hat er dieses Dilemma theoretisch begründet. Sein Durchgang durch die entsprechende Denkgeschichte ergab eine interessante Verknüpfung mit letztinstanzlichen Ungewissheiten. Die Berufung auf die kollektive Identität entpuppte sich – selbst bei Sigmund Freud – als eine „quasireligiöse“ Leerformel. Man kann sich denken, wie schwer diese historische Begriffsanalyse mit den üblichen Gedächtnistheorien zu vereinbaren war, noch dazu, wenn diese in Generationsschritten durch die verhängnisvolle deutsche Geschichte rauschen.

Einmal im Osten, konkret in Jena, angekommen stürzte sich Lutz mit demselben Elan in die Deutungskämpfe vor Ort wie im Revier. Ich durfte mehrere Jahre an seiner Seite im Beirat der Gedenkstätte Buchenwald und Mittelbau-Dora erleben, wie seine und Volkhard Knigges unermüdlichen Bemühungen um die Korrektur SED-spezifischer Geschichtsmythen Früchte trugen: Nicht nur in der Demontage des Buchenwald-Mythos der „roten Kapos“, der Einführung der sowjetischen Speziallager in den offiziellen Gedenkkanon oder zusammen mit Jens-Christian Wagner und Irina Sherbakova von Memorial bei der Dokumentation und Erinnerung an die Zwangsarbeit im „Dritten Reich“. Heute kann man die Ausstellung im Jenaer „Gauforum“ besichtigen, während Lutz selber sich als Berater der Bundesregierung für die Konkretisierung der Entschädigungszahlungen für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Osteuropa einsetzte. Er war das „historische“ Gewissen der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“. Mit solchen Erweiterungen seines großen Erinnerungsprojekts war er auch nach

seinem Ausscheiden in Jena noch lange beschäftigt, für die Stiftung Ettersberg sowie am Imre Kertész Kolleg. Seine osteuropäische Neugier wurde dort – wiederum – von neuen Freunden befeuert, die aber wie Włodzimierz Borodziej und andere heute leider nicht mehr unter uns sind.

Lutz wusste, dass die Zeit nicht stillsteht. Die Denkfigur des „post-histoire“, der er noch vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion ein kluges Buch gewidmet hat, war für ihn zunächst eine post-faschistische Denkfigur in konservativer Absicht, die sich später mit modernisierungskritischen Entwürfen von links verband. Ganz anders als das vermeintliche „Ende der Geschichte“ nach 1989! Lutz kannte aber auch keine „Erlösungszeit“. Messianisches Denken war ihm fremd. Dennoch hatte er einen religiösen Sinn und war stolz auf sein Studium der Theologie und der alten Sprachen. In einem SWR-Interview hat er einmal sogar empfohlen, Historiker sollten ihre Texte lesen wie Theologen! Diesem Ideal der Exegese verdanken seine „erinnernden“ Interviews mindestens ebenso viel wie der psychoanalytischen Suche nach dem Ungesagten und dem Unsagbaren in der erzählten Erfahrung. Er las seine Interviewtexte so lange, bis sich ihm in der „episodischen Erinnerung“ ein verborgener Sinn erschloss. Wie das „Unwillkürliche“ in seinem eigenen Werk, von dem er wusste, dass es meistens nachts zustande kam und erst am Tag von seinem rationalem „Ego“ kontrolliert wurde. Es ging ihm im Kern um die individuelle Erfahrungsverarbeitung und nicht um das „Kulturgedächtnis“ und schon gar nicht um das vermeintliche „Gedächtnis der Nation“!

In den letzten, schweren Wochen seines Lebens spielten seine Sehnsuchtsorte eine große Rolle: Poggiolino, das Haus im Wäldchen hinter Fiesole, wo er vielleicht die glücklichste Zeit mit der Familie verbracht hat, oder das Landhaus in Arendsee, wo er seinen Gästen von der Anmut der uckermärkischen Landschaft vorschwärmen konnte. Er versank immer mehr in der Anbetung der abstrakten Bilder seiner Mutter, die er zum Zentrum seiner eigenen selbstironischen, aber auch selbstverliebten „Ego-histoire“ gemacht hat. Er sah sich immer noch als Flüchtling aus dem „mütterlichen Nest“. Als er immer schwächer wurde, fragte er mich einmal, ob die geliebten Bücher in seinem Regal wohl miteinander redeten? Er höre sie summen! Ich wünschte, ich hätte ihm folgen können.

In seinen Unterlagen fand sich zuletzt ein kleines schwarzes Notizbuch, in das er noch in seiner schönen Handschrift einen Merksatz von Hanna Arendt eingetragen hatte: „Ich glaube nicht, dass es irgendeinen Denkvorgang gibt, der ohne persönliche Erfahrung möglich ist. Alles Denken ist Nachdenken. Der Sache nach – denken.“ Auf der leeren Seite gegenüber stand ganz oben: „Memoiren“, unterstrichen, und darunter: „am Rande des Vergessens“. Dagegen hat er angekämpft, auch in seinem eigenen lebensgeschichtlichen Interview, das Uli Herbert und Dirk van Laak noch angestoßen haben. Er lebte dieses Nach-Denken, eklektisch und unorthodox, aber neugierig und findig. Dafür sind wir ihm unendlich dankbar. In unserer Trauer sind wir ihm tief verbunden: Nicht nur seinem Werk, ihm selbst gebührt unser Nach-Denken!

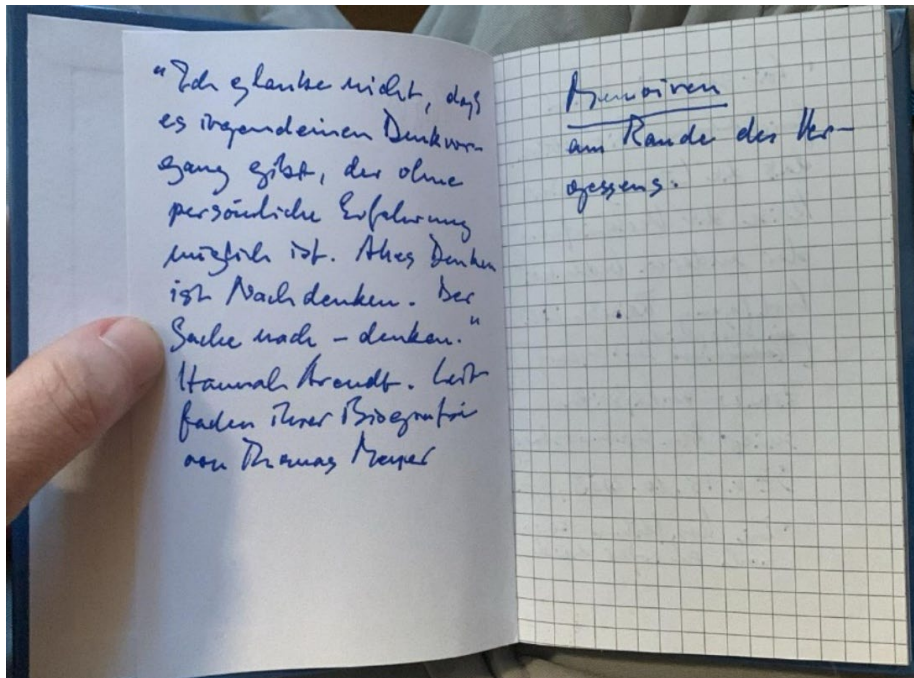


Abbildung: Notizbuch von Lutz Niethammer (Foto: Bernd Weisbrod)